

„IST DA DRAUSSEN WAS?“

Der Körper als letzte Zuflucht der Selbstvergewisserung

Matthias Sellmann

■ Wer jung ist, beschäftigt sich mit seinem Körper – das ist ganz natürlich und ganz offensichtlich. Der eigene Körper verändert sich und lässt ahnen, in welcher Grundform man durchs Leben gehen wird. Die Hormone fliegen durch die Luft und hauen einen um. Der Körper der oder des anderen wird zum faszinierenden Rätsel. Die Frage: „Wer will ich sein?“ wird zunächst mal ganz konkret in den Formaten von Styling, Mode und Körpergestus angegangen. Junge Leute zieht's nach draußen, man zeigt sich, man knutscht sich, man schlägt sich. „Move your body“, das gilt in Disco, Schule und Szene gleichermaßen, und das muss auch so sein.

Trotz dieser Normalität des generellen Befundes aber zeigen bestimmte Phänomene in den letzten Jahren eine enorme Intensivierung der aktiven Körpermanipulationen Jugendlicher. Es scheint sich in den Bedingungen jugendlichen Lebens doch etwas geändert, verschärft zu haben, was die Jüngeren in noch einmal zugespitzter Weise auf ihren Körper als Gestaltungsfläche und als Erlebnisraum zurückverweist.

Gemeint sind erstens etwa die Zunahme bestimmter Pathologien wie Essstörungen, Ritzen, Schneiden oder Koma-Trinken.

Beobachtbar ist ferner mindestens im neuerdings so genannten „Prekariat“ eine offensichtlich weit durchgreifende Pornografisierung des Alltages und der sexuellen Begegnungsstile: Die Jüngeren konsumieren pornografische Darstellungen im Pay-TV, auf Handyscreens und in MP3-Playern, als Videoclip, als Bildschirmschoner oder auf Börsen wie www.youcorn.de, ganz alltäglich.

Sehr viel Aufwand an Geld, Zeit und Emotion wird getrieben, um „schön“ zu sein und von den relevanten Anderen im persönlichen Umfeld als „schön“ anerkannt zu werden. Fragen zur Wichtigkeit von Bekleidung, Frisuren oder Schuhen erzie-

len absolute Spitzenzustimmungswerte von über 90 % (!); und hinzugefügt wird noch die absolute Bedeutung der „richtigen“ Marke. Ehedem postmaterielle Erziehungsziele wie das Item, es käme auf den inneren Wert eines Menschen an, werden hier offenbar mit dem Geldbeutel einfach überstimmt.

Viertens wäre die enorme Zunahme eines bestimmten Vergesellschaftungsstils zu nennen, der inzwischen so gut wie jede jugendkulturelle Szene erreicht hat, vom Black Metal bis zur DLRG-Jugend: dem Event. Die Basis von Events, welche Veranstaltung auch immer gemeint sein mag, ist die leibhaftige Ko-Präsenz von Menschen, die auf eine bestimmte, rituell festgelegte Weise miteinander interagieren. Ohne Körper kein Event, das heißt umgekehrt: Gerade das Event, sei es der hippe Snowboard-Contest oder das eher biedere Konzert des Klarinettenvereins, erlaubt mir die Erfahrung meiner selbst als Körper im Raum – und genau darum, so sagen es die Experten, ist unsere Gesellschaft zur Eventkultur geworden.

Angesichts solcher Phänomenbündel – und weitere Belege ließen sich nennen – drängt sich die These auf, dass sich in der Erfahrbarkeit von Wirklichkeit etwas verändert hat, was das Subjekt in eine größere Nähe zur Tatsache seiner Körperlichkeit bringt. Steil formuliert: *Die Postmoderne verschiebt die Möglichkeit von „objektiver“ Wirklichkeitserfahrung immer stärker zugunsten der Erfahrung „subjektiver“, körpereigener Wirklichkeit.* Ob es „da draußen“ etwas gibt, dass auf mich reagiert, ob so etwas wie „Wirklichkeit“ auf die Tatsache Bezug nimmt, dass es ausgerechnet und unverwechselbar mich gibt – das erfahre ich nirgendwo so intensiv, messbar und unbestreitbar wie an mir selbst, und das heißt: an meinem Körper. Drei solcher Tendenzen will ich im Folgenden nennen.

1. Der Körper als Tastraum

Eine ganz augenfällige Veränderung unseres kulturellen Alltags heute ist die Tatsache, dass wir in unseren alltäglichen Handlungsroutinen weitgehend auf den Tastsinn verzichten können. Wer steht noch auf, um das Fernsehprogramm zu wechseln? Wer hackt Holz, um zu heizen? Wer schreibt seine Briefe noch mit der Hand und leckt Briefmarken? Wer geht oft barfuß? usw.

Von einer Theorie der Wirklichkeitserfahrung her kann man auch sagen: Uns als Subjekten kommt die Welt immer weniger als Widerstand entgegen. Der pflügende Bauer mit dem Ochsen wusste noch, wie schwer die Erdschollen auszubrechen waren; der Agrotechniker auf dem Traktor hat abends keinen vergleichbaren Muskelkater im Arm. Wir simulieren im Autobau Widerstände nicht mehr real, sondern in der PC-Simulation; an der Supermarktkasse wird nicht mehr getippt, sondern gescannt; Geld stinkt nicht mehr, sondern wird bargeldlos transferiert. Es lohnt sich, sich einen normalen Tag mal vom Tastsinn her zu rekonstruieren, und viel an Aktivität bleibt da nicht mehr übrig.

Das heißt aber: In dem Grad, in dem der taktile und haptische Widerstand der dinghaften und situativen Wirklichkeit abnimmt, in dem Grad nimmt auch eine Quelle von möglicher Selbsterfahrung ab. Von Jean Piaget wissen wir, dass der Mensch seine Umwelt und seine Distanz zu ihr basal vom Tastsinn her be-greifen lernen muss. Der Tastsinn ist das erste, was im Menschen erwacht und das letzte, was ihn als Vermögen verlässt. Und darum ist es schon beachtenswert, was mit uns passiert, wenn uns unsere Objektwelt immer weniger im Modus der Betastbarkeit entgegenkommt. Wir aktivieren die Widerstandserfahrungen von Außenwelt eben woanders: Wir legen Gewichte auf im Fitness-Studio, wir suchen die Stimulation des Tastsinns in ausgiebigem Sex, wir zelebrieren Erfahrungsinself des Haptischen in Hobbyhandwerk oder Gartenpflege.

2. Der Körper als Tatort der Biografie

Die Architektur moderner Gesellschaften ruht auf dem Fundament von Funktionen. Die enorme Komplexität, mit der moderne Gesellschaften auf ihre Bestands- und Erhaltungsprobleme reagieren können, liegt in diesem umwäzenden Prinzip begründet: dass die Steuerung nicht mehr durch einzelne Menschen (wie Häuptlinge oder Könige) und nicht mehr durch Menschengruppen (wie Klassen oder Schichten) erfolgen kann, sondern durch Menschen in Systemen. Die Taktung moderner Lebensverhältnisse ist so fein und so komplex, dass sie von den subjektiven Unberechenbarkeiten menschlicher Personen gerade im ethischen Sinn der freien Wohl-

fahrt der Bürgerinnen und Bürger abgekoppelt werden muss – so ein Satz klingt fremd und kalt, beschreibt aber nur ein gesellschaftliches Aufbauprinzip, das wir alltäglich selbst erleben und dessen aktiver Teil wir sind.

In Wirtschaftsbeziehungen etwa agieren ja nicht Privatleute miteinander, sondern Unternehmen: die Demokratie ist kein Streit von Personen, sondern von Parteien; und Fernsehen wird nicht für mich gemacht, sondern für Quoten. Die soziologische Systemtheorie hat sehr ausführlich dargelegt, was es für eine Gesellschaft heißt, sich auf „funktionale Differenzierung“ in Systemen und Organisationen umzustellen.

Für unseren Zusammenhang der Körperfrage ist nun der Begriff der „Rolle“ der entscheidende. *Moderne Gesellschaften nehmen mich nicht als Person in ihre Systembezüge hinein, sondern als Rolle.* Jeder, der für eine Firma arbeitet, weiß, dass es am Arbeitsplatz vor allem um die Arbeitsleistung geht und dass man genau in dieser Arbeitsleistung ersetzbar ist. Ob ich den Blick aus meinem Bürofenster liebe – was ja eine Aussage über mich als Person wäre –, darf die Chefin in ihrer Rolle als Chefin nur sehr am Rande interessieren. Ähnlich ist es im Supermarkt: Man kann dem Kassierer zwar mitteilen, wie viel Appetit man auf dieses Tiefkühlhähnchen hätte – wer die knapp 3 Euro nicht zahlt, wird es nicht bekommen. Es ist skurril, als Fußgänger einem Autofahrer dafür zu danken, dass er für mich an der roten Ampel angehalten hat – denn er hat das nicht für mich getan, sondern weil er die Verkehrsregeln befolgt.

Der Freiheitsgewinn moderner Gesellschaften resultiert aus der Tatsache, dass sie in weitesten Bereichen ihres Funktionierens ohne Ansehen der Person auskommen. Die Systeme greifen ineinander, indem ihre Rollenträger arbeiten, kaufen, wählen, Anträge stellen, sich fortbilden, telefonieren usw. Was diese Rollenträger nachts träumen, ob sie lieber ein rotes oder ein grünes Kleid tragen, ob sie glücklich sind oder nicht, all das ist für das Gelingen von gesellschaftlichen Prozessen unwichtig.

Das bedeutet: Systematisch gesehen, erhalte ich in öffentlichen Leben – und wir sprechen hier über den Löwenanteil unserer aktiv gestalteten Lebenszeit – keine Signale für die Wichtigkeit der Tatsache, dass es ausgerechnet mich als unverwechselbare Person gibt. *Mein Selbsterleben geht von mir als Zentrum aus, mein Welt-erleben signalisiert mir meine Randstellung, meine Ersetzbarkeit.* Ob ausgerechnet ich diese Zeilen schreibe, ist für Sie als Leserin sekundär; ob ausgerechnet Sie diese Zeilen lesen, ist für mich als Autor sekundär. Für das Gelingen des gesellschaftlichen Settings „Bildung“ sind beide Pole, was die handelnden Personen angeht, austauschbar.

Die Konsequenz aus einer solchermaßen grundierten Gegenwartserfahrung ist zum einen die enorme Erwartungsbildung an unsere Intimsysteme, wie es soziologisch heißt: Familien, Liebesbeziehungen, Freundschaften, Netzwerke. Denn diese Systeme funktionieren nur im Modus körperlicher Anwesenheit: Für meine Kinder ist es (hoffentlich) nicht austauschbar, wer abends nach Hause kommt und sich an den Tisch setzt. *Die oft beobachtete Überlastung dieser Intimsysteme, die Romanisierung des Familienlebens etwa oder die hohen Ansprüche an abwechslungsreiche Sexualbeziehungen können als Kompensationsstrategie ausfallender Persönlichkeitsprofile jenseits der Intimsysteme gedeutet werden.*

Zum anderen ist generell eine intensive kulturelle Hinwendung zum Körper zu beobachten. Kulturell boomt gegenwärtig alles, was uns die Suggestion liefert, wir seien in unserer körperlichen Anwesenheit bedeutend, wir seien als Biografen aussagestark: Therapie, Supervision, Hombopathie, Daily Soaps, Talkshows, Filmzeugnisse privater Ereignisse auf YouTube, Selbsthilfegruppen, Bücher über das Leben anderer, Typberatung usw. In all diesen Bereichen holen wir uns das, was uns die Gesellschaft systematisch – nicht aus bösem Willen von irgendwem, sondern systematisch! – versagt: das Signal, dass wir wichtig sind, als Körper, als Lebensgeschichte.

3. Der Körper als Beweis fürs Dasein

Der dritte Erklärungsstrang nimmt Bezug auf eine Beobachtung der Wertewandelforschung. Hier wird erhoben, dass sich etwa ab Mitte der 1990er Jahre bei den Jüngeren eine signifikante Verschiebung von Grundwerten ergeben hat. Die Jüngeren prämiieren pragmatische Grundwerte und verweisen idealistische Orientierungen auf die nachfolgenden Plätze. Werte wie Nützlichkeit, Überschaubarkeit, Sicherheit, Gesetzestreue oder Praktikabilität rangieren jetzt vor Werten wie Gesellschaftsreform, Umweltschutz, Selbstverwirklichung, politische Partizipation oder Emanzipation. Glaubwürdig ist, was sich berechenbar macht, was sich messbar und nachprüfbar in den kulturellen Raum stellt, was sich sinnhaft erfahrbaren lässt. Der Spatz in der Hand erfüllt diesen Anspruch, die Taube auf dem Dach eben nicht.

Der Hauptschub für diesen Wertewandel liegt im Durchbruch der Wissensgesellschaft und ihrem massenmedialen Format der Kommunikation. Massenmedien, erst recht in der interaktiven Zugänglichkeit als web 2.0., steigern ein generelles Grundproblem medialer Kommunikation, nämlich die Trennung von Geltungsanspruch und Herkunft dieses Anspruches. Darum wandelt sich auch eine massenmediale Kultur

in eine Bildkultur, in den *iconic turn*: weil Bilder das Herkunftsproblem suggestiver, plastischer und (scheinbar) nachprüfbarer lösen können als Worte, Begriffe, Programme und Diskurse. All dies kann hier nur genannt, aber nicht vertieft werden.

Deutlich ist aber die Pointe des Ganzen: Je weniger ich klären kann, woher ein kultureller Anspruch seine Geltung bezieht, desto mehr werde ich zum Pragmatiker und desto angewiesener bin ich auf seine nachvollziehbare, um meine Glaubwürdigkeit werbende authentische Inszenierung. Der Geltungsanspruch „Rindfleisch aus Deutschland“ wird mir über Qualitätssiegel und mit Plakaten glücklich mampfender Kühe inszeniert; der Geltungsanspruch „sichere Bankanlage“ über schallschluckende Teppichböden; der Geltungsanspruch „Politik für kleine Leute“ über Politiker in Hemdsärmeln. Pragmatiker wollen gezeigt bekommen, was man ein drittes Mal, warum ihre Wirklichkeit sie auf Körperwahrnehmungen festlegt.

In dreifacher Weise wird der Körper zur Zuflucht von Selbstvergewisserung: als

Aktivierung der Tastwahrnehmungen, als biografische Selbstbestätigung im sozialen Raum und als Prüfinstrumentarium einer pragmatischen Aneignung von Welt. Alle drei Erklärungen betreffen natürlich nicht nur junge Leute, diese aber besonders. Und hinzuzufügen ist, dass dies keine kulturpessimistische Klage über die Postmoderne sein soll, sondern eine einfache Bestandsaufnahme. Die Jüngeren haben nie ein anderes Setting von Gesellschaft kennengelernt und erwarten dies auch nicht sofort. Ihre Wirklichkeit, ihre Identität und ihre Werte erschließen sich ihnen im Körperpanorama zwischen stechendem Schmerz und nesselnder Lust. ■

Literatur:

Sellmann, Matthias: ‚Wirkung‘ – ‚Schönheit‘ – ‚Attraktive Körperlichkeit‘. Kriterien erfolgreicher Jugendpredigten im *iconic turn* der Gegenwartskultur. In: Michael Meyer-Blanco/Ursula Roth/Jörg Sep (Hrsg.): *Jugend und Predigt*, München 2006 (mit weiterführender Literatur) (im Druck).

Dr. Matthias Sellmann, Theologe und Sozialwissenschaftler, ist stellv. Leiter der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle (KSA) der Deutschen Bischofskonferenz in Hamm. Beratungs- und Autorentätigkeit im Themenbereich von Kirche und Moderne.